

Die Welt übersetzen: Ein Gespräch

Martin Kämpchen

Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag,
so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte
in dem allgemeinen Weltverkehr.

Johann Wolfgang Goethe

1

Mit Rahul Peter Das verbindet mich zunächst eines: Als er von Kalkutta nach Deutschland wechselte, habe ich denselben Sprung in die umgekehrte Richtung, von Deutschland nach Kalkutta, gewagt. Mich hat die Idee dieses spiegelbildlichen Doppelgängertums stets gereizt. Wir sind beide geblieben, wohin wir damals gesteuert sind. Peter ist ins akademische Leben eingetreten und hat dort früh und von enormem Fleiß getrieben sein Glück gemacht. Ich bin absichtlich und gezielt vom akademischen Betrieb geflüchtet, der mich in Wien beinahe eingekreist hätte. Zu Anfang kannten wir uns nicht von Angesicht zu Angesicht, ich wusste von ihm von den Erzählungen seiner Mutter. Frau Christel Das war Bibliothekarin am Goethe-Institut in Kalkutta und immer, wenn ich die Bibliothek besuchte, zu einem Gespräch aufgelegt. Wie besorgte Mütter so sind, berichtete sie zuerst von den Erfolgen ihres Sohnes, gab die Telefonberichte wieder, die – gewiss um die Mutter zu beruhigen – viel von Erfolg und wenig von Mühe erzählten. Anderen gegenüber war Peter zurückhaltender, denn so habe ich ihn später erlebt.

Rahul Peter Das und ich trafen uns immer mal wieder. Früh lud er mich zu einem Vortrag für die Deutsch-Indische Gesellschaft in Hamburg ein, später zu einem Seminar in Halle. Im Jahr 2011 bat ich ihn, zum Tagore-Seminar am Deutschen Literaturarchiv in Marbach zu kommen. Als sein Vater gestorben war, besuchte ich ihn und seine Mutter in ihrem Haus in Süd-Kalkutta ...

Eine wesentliche Beziehung entfaltete sich im Umkreis meiner Beschäftigung mit Sri Ramakrishna und Rabindranath Tagore. Das muss ich erklären. Als ich 1980 an der Universität Tagores, Visva-Bharati, in Santiniketan als Dissertant Fuß fasste, lernte ich Bengalisch und begann

einige Jahre später das fünfbandige Werk *Śrīśrīrām'kṛṣṇa kathāmyṛta*, die Gespräche von Sri Ramakrishna mit seinen Schülern, zu übersetzen. Die bengalische Sprache faszinierte mich; sie eröffnete Ausdrucksmöglichkeiten, die ich in den europäischen Sprachen, die mir geläufig waren, nicht kannte. Ihre Knappheit einerseits und ihre behutsame Umständlichkeit andererseits; ihre Emotionalität. Es dauerte vier Jahre, bis der erste Band in Deutsch erschien, der zweite mit dem dritten kombinierte Band weitere vier Jahre. Der letzte deutsche Band, der alle fünf bengalischen Bücher umfasste, kam zwei Jahrzehnte später heraus. Während all dieser Jahre hat Peter meine Übersetzungsskripte angeschaut, Fehler korrigiert, auch oft stilistische Mängel angestrichen und mir mit seiner Geduld und Mühe zu einem philologisch einwandfreien Text verholfen. Diesen dritten Sammelband widmete ich ihm mit Dank.¹

Als ich mich der Übersetzung von Rabindranath Tagores Gedichten und Liedern zuwandte, vorsichtig und zweifelnd, ob ein solches Abenteuer gelingen könnte, signalisierte mir Rahul Peter Das, er fühle sich von der Lyrik nicht angezogen, seine Sympathie gehe in eine andere literarische Richtung. Positiv überrascht war ich deshalb, als er begann, die Essays von Tagore zu lesen und eine Auswahl daraus ins Deutsche zu übersetzen und zu kommentieren. Zweimal ist diese Auswahl erschienen, einmal steuerte ich das Vorwort bei, beim zweiten Verlag war ich der Herausgeber.²

Was mir neben seiner restlosen Bilingualität imponierte, war einerseits seine strenge Akribie bei der Faktenerforschung und beim Formulieren, andererseits sein Wunsch, das Fach Indologie in Richtung Kulturwissenschaft zu öffnen, um die Inhalte der Indologie und den Blick auf Indien zu weiten und nebenbei dem Fach Indologie eine Zukunftsperspektive zu geben. Dieses Verdienst hallt weit hinaus ins Land. Dazu gratuliere ich ihm.

Die Übersetzungen haben uns verbunden, und ebenso dieses Überdie-Disziplin-Hinausschauen. Wenn ich an Rahul Peter Das denke, wird

¹ Kämpchen, Martin (Hrsg.) 2008. *Śrī Rāmakrishna: Gespräche mit seinen Schülern*. Von seinem Schüler Mahendranāth Gupta aufgezeichnet; aus dem Bengalischen übers. und hrsg. von Martin Kämpchen. Frankfurt/Main; Leipzig: Verlag der Weltreligionen.

² Tagore, Rabindranath 1997. *Mein Vermächtnis*. Hg. und Übs. Rahul Peter Das, mit einem Vorwort von Martin Kämpchen. München: Köselverlag; Tagore, Rabindranath 2005. *Das goldene Boot. Lyrik, Prosa, Dramen*. Hrsg. von Martin Kämpchen. Winkler Weltliteratur. Düsseldorf; Zürich: Verlag Artemis & Winkler.

mir bewusst, dass Übersetzen der Beginn interkultureller Tätigkeit ist. Interkulturalität *ist* Bemühung zu übersetzen. Peter in Halle und ich in Santiniketan versuchen ungefähr 45 Jahre lang, unsere Welt durch ständiges Übersetzen zu verstehen und anderen verständlich zu machen. Darum heisst der Titel meines Gesprächs „Die Welt übersetzen“.

2

Wer von Übersetzen spricht, meint zunächst linguistische Vorgänge: Ein Text entsteht in einer anderen als der Originalsprache. Dabei bekommt der Terminus ungewollt einen abwertenden Anstrich. Es ist „nur“ eine Übersetzung, heisst es entschuldigend. Eine Übersetzung könne allenfalls ein Behelfsmittel sein, um das Original zu verstehen, heisst es. Eine gute Übersetzung, heisst es, sei eine, der man das Übersetztsein nicht anmerke. Warum eigentlich nicht? Darf die Originalsprache die Zielsprache nicht beeinflussen? Wäre es nicht gerade ein Gütezeichen, die Zielsprache so geschmeidig zu benutzen, dass das Original durchscheint und damit den übersetzten Text reicher, vielschichtiger macht, ihn jedoch verständlich bleiben lässt? Nach unseren Gesprächen und unserer Korrespondenz zu schließen, ist dies auch die Auffassung von Rahul Peter Das.

Hier blitzt die Vielfältigkeit des Übersetzungsvorgangs auf. Sprache ist nur *ein* Element, unausgesprochen schwingen kulturelle und religiöse, emotionale und moralische Inhalte wie die Resonanzsaiten eines Instruments mit. Dies wird uns am ehesten bewusst, wenn wir plötzlich bei einem Begriff stocken und nicht wissen, wie er zu übersetzen ist, oder wenn ein übersetzter Begriff mißverständlich bleibt. Ramakrishna und Rabindranath Tagore, die ich zur Übersetzung ausgewählt habe, waren im soziokulturellen Milieu ihrer Zeit eingewoben und haben es mitgestaltet. Wie ist es möglich, ihre Werke aus diesem geschichtlichen Kokon zu lösen und ihnen für heute eine Art Allgemeingültigkeit zu geben, eine Relevanz für unsere Zeit und in unserer europäischen Gesellschaft?

Wir sind nie entbunden von der Pflicht, die Kultur, Religion, Gesellschaft, die sich in der Originalsprache spiegeln, penibel in die Zielsprache mit zu übernehmen. Das ist zähe Kleinarbeit, die keine Routine erleichtert, denn je großartiger das Werk, desto mehr erfordert jeder Satz seine frischen Entscheidungen. Immer wieder rennen wir Übersetzer gegen eine Mauer der Unübersetzbarkeit. Je unterschiedlicher die Herkunft der Sprachen, desto härter ist die Mauer.

Eine grundsätzliche Antwort lautet: Die Werke großer Persönlichkeiten besitzen *per se* einen Aspekt der Allgemeingültigkeit, den man finden und herauschälen soll. Die Zusatzfrage aber lautet: Besitzen

diese Werke Vitalität und Bedeutung außerhalb ihres geschichtlichen sozio-kulturellen Umfelds?

3

Die Welt zu übersetzen ist nicht nur auf sprachlicher Ebene eine Herausforderung. In unserem europäischen Alltag ist „übersetzen“ eine Grund-Auseinandersetzung geworden. Mit dem Migrationsschub in Deutschland und in anderen Ländern drängt sich unabweislich eine neue Dimension des Übersetzens auf. Menschen leben mit uns, deren Sprachen mit unseren nicht einmal verwandt sind. Sprachliche Kommunikation ist begrenzt und allen Möglichkeiten für Mißverständnisse und der Verhärtung von Vorurteilen ausgesetzt. Minenspiel, Körpersprache, Lebensweise in der Öffentlichkeit werden die „Sprache“, die es zu übersetzen gilt, für die aber kein Wörterbuch geschrieben ist. Wie diese neue Mauer der Unübersetzbarkeit übersteigen?

Kinder lernen die Muttersprache durch ihre Gemeinschaft mit Älteren. Ähnlich werden wir in Zukunft kindhaft lernen müssen, das Fremde und Andere der zugewanderten Mitmenschen vorsichtig zu entschlüsseln, um ihre Botschaften und Aussagen zu verstehen. Solange sie nicht sprachlich integriert sind, wird es beiderseitig nur dieses Herantasten geben. Wie bei der Übersetzung von Sprachwerken gilt: in jedem Anderen gibt es ein Allgemeingültiges. Nennen wir es das *Humanum*. Bei aller in uns eindringenden Fremdheit müssen wir an diesem Humanum festhalten.

Die Gefahr besteht, dass eine Fülle von Fremdheit uns überwältigt. Dann kann dieser Akt des Übersetzens nicht mehr mental und emotional vollzogen werden. Und da er sich nicht zu Routine eignet, kapitulieren wir, rutschen in häßliche Klischee-Urteile und in Geschwätz ab. Das heisst, wir kommunizieren nicht mehr mit dem Fremden und über das Fremde. Wir erkennen keine Individuen mehr.

4

Beinahe mein gesamtes Leben bin ich „Fremder“ gewesen. Mit sechzehn Jahren verbrachte ich ein Jahr in den USA; mit neunzehn begann mein Studium in Wien; zwischendurch ein Jahr in Paris. Als ich vierundzwanzig Jahre war, begann mein Leben in Indien; dort bin ich noch verankert. Ich habe die vielen feinen Schattierungen des Ausgeschlossenenseins sowie des Integriertseins zu unterscheiden gelernt – deren Motive, die von Ablehnung, Argwohn, Vorsicht und Scheu bis zu Gleichgültigkeit, blanker Neugier und genuiner Gastfreundschaft reichen. Häufig gab es Begeg-

nungen, bei denen ich kein Fremdsein mehr spürte. Es ging um mich als individuellen Menschen.

Wenn ich in Europa reise, erfahre ich mit Erstaunen, dass mir nur wenige Menschen Fragen stellen. Wie lebst du in Indien? Mit welchen Menschen hast du Umgang? Welche Lehren ziehst du daraus? Man mag sich nicht vorzustellen, wie ich lebe. Sieht man in diesem Wissen eine Bedrohung für das eigene Selbstverständnis? Filme und Fernsehen schicken uns die Lebensweisen anderer Länder auf die Sinne. Will man sie nicht in den Verstand und in die Gefühle tiefer eindringen lassen aus Furcht, sie könnten lebensverändernd wirken? – Häufig fühle ich mich im „eigenen“ Land fremd, nämlich unverstanden, manchmal sogar unverständlich.

Die existentielle Furcht vor dem Fremden, davor zu erfahren, wie Menschen anderswo mit Anstrengung, oft mit Qual und Entbehrung, aber ebenso oft mit Freude leben, sie sollten wir abschütteln. Weil sie unser nicht würdig ist. Die Welt übersetzen bedeutet, sich dieser Welt gewachsen zu fühlen – dieser Welt in ihren vielfältigen Aspekten des Fremdseins.

5

Unser Argwohn gegenüber sprachlichen Übersetzungen schwindet, sobald uns bewusst wird, dass wir im Alltag nichts anderes tun, als zu „über-setzen“: durch Sprache, durch Körperreaktionen, durch Entscheidungen im Tun gegenüber dem jeweils Anderen. Das Übersetzte muss nicht von vornherein weniger genuin, weniger ausdrucksmächtig als das Ursprüngliche sein. Das Übersetzte ist *ein* Glied der Reihe von Reproduktionen, denen wir im Alltag ausgesetzt sind und die wir mitgestalten. Möglicherweise kann das Übersetzte deutlicher mit der Welt kommunizieren und eher neue zwischenmenschliche Aktivitäten auslösen als das Ursprüngliche.

Die große Chance, die wir heute durch das Zusammenleben mit Flüchtlingen, Asylanten und Migranten wahrnehmen, ja regelrecht einfangen müssen, ist, dass wir zu experimentieren und improvisieren lernen. Plötzlich ist Kommunikation nie wirklich zuende, ist nie so eindeutig und sicher, dass sie restlos ihr Ziel trifft.

Plötzlich ist auch die eigene Identität nie abgeschlossen und stabil, was den bürgerlichen Menschen so angenehm wäre. Die Identität ist hybride, ein Experimentierfeld des eigenen Ich im Zusammenspiel mit den neuen ungewohnten Kräften, die von außen kommen. Das Fremde fordert die Identität heraus, das Fremde ruht nicht, bis man sich darauf einstellt, denn das Fremde lässt sich nicht mehr ignorieren.

6

Menschen ohne eine gestärkte Persönlichkeit sind in Gefahr, sich damit profilieren zu wollen, dass sie eine externe Identität als ihre eigene ausgeben. Diese Menschen sind „Hindus“ oder „Muslime“, „Brahmanen“ oder „Beamte“ oder „Reiche“. Sie brauchen diese pauschalen Identitäten, um sich bestätigt zu fühlen, weil sie in ihrem persönlichen Leben niemals wählen wollten oder konnten, sondern stets das vertreten haben, was die Älteren, die Familie, die Sippe, der Betrieb, die Regierung – das Über-Ich – schon immer vertreten und getan haben. Die eigene unverwechselbare Persönlichkeit läßt sich nicht so pauschal definieren; sie entwickelt sich durch komplexe Erfahrungen und Entscheidungen, durch Willensstärke, das einmal Erkannte durchzuführen und auch bei Gegendruck umzusetzen. Gewiss, auch solche Menschen sind, zum Beispiel, entweder „Hindus“ oder „Muslime“ oder „Christen“; aber sie haben sich bewusst dazu entschieden und nehmen bewusst Elemente dieser Prädikate an und verwerfen ebenso bestimmte davon.

7

Gern möchte jeder Mensch eine Mehrheiten-Identität aufbauen, um sich sicherer zu fühlen. In einer muslimischen Wohngegend gibt sich ein Muslim gern als Muslim zu erkennen, und da man sich dabei wohlfühlt, sucht man eine solche Umgebung immer wieder auf. Aber zum Beispiel auf der Arbeitsstelle sind mehrheitlich Hindus beschäftigt, oder Afro-Amerikaner, oder Akademiker – und schon wird man hineingeworfen in eine Situation, in der man Mitglied der Minderheit ist.

Den ganzen Tag verwandelt sich das Szenarium: einmal bin ich in der Mehrheit, dann wieder in der Minderheit, dann wieder ... Je multikultureller die Bevölkerung wird, desto lebhafter die Wechsel, desto rascher müssen wir uns anpassen. Denn jede Mehrheits- oder Minderheitsumgebung hat ihre eigene Sprache, ihre eigenen Verhaltensregeln. Sie zu erkennen, zu lernen, anzuwenden macht uns fast zu Zauberern, zu Künstlern der Verwandlung. Um wie viel spannender ist das Leben inmitten der ständig changierenden Verhältnisse multikultureller Umgebungen.

Worauf es ankommt, ist, emotional und im Verstand mit der eigenen Identität als Mitglied einer Minderheit seinen Frieden zu machen, Strategien zu entwickeln und vor allem das Selbstbewusstsein nicht zu verlieren. Dabei kann man sich ruhig profilieren oder man wartet eben ab, ohne am eigenen Ehrgeiz und Selbstgefühl zu verzweifeln.

8

Besitze ich eine Herrschaftsfunktion – als Chef unter Angestellten, als Gebildeter unter Analphabeten, als Stadtmensch unter Dorfleuten, als Geistesarbeiter unter manuell Arbeitenden – dann ist es sogar „vorteilhaft“, in der Minderheit zu sein. Je kleiner sie ist, desto mehr Macht hat der einzelne Mensch, der sich entsprechend freier entfalten kann. Aber, je kleiner sie ist, desto leichter kann diese natürliche Herrschaft umschlagen in menschenverachtende Regungen und Ausnutzung; Achtung! das geschieht instinktiv. Die Übersetzung der Welt ist auch das Experimentierfeld mit den eigenen Schwächen und Versuchungen.

9

Macht über andere Menschen auszuüben ist die unmittelbarste, primitivste Weise der Ich-Bestätigung. Sie hat, oberflächlich, viele altruistische, helfenwollende Motive. Aber das Hochgefühl des Altruismus besteht eben aus Ich-Blähung, aus der Bestätigung des Ich, dass es was tut und was ist. Da es sich um Helfen, um Sorge um die Anderen handelt, bläht sich das Ich mit dem Wohlgefühl auf, das Richtige zu tun – das, womit man sich zeigen kann und worüber man erzählen darf.

10

Unser Land ist in der Mitte der Welt angekommen. Seit dem letzten Weltkrieg hat Deutschland auf seinem Territorium einen langen, beispiellosen Frieden genossen. Weder von außen noch vom eigenen Volk ist dieser Friede gestört worden. Menschen, die in den letzten Dutzend Jahren ins Rentenalter eingetreten sind, sowie alle Jüngeren, haben nie einen Krieg erlebt, nie Lebensmittelknappheit, nie Epidemien. Deutsche Soldaten haben sich von militärischen Aktionen im Ausland zurückhalten dürfen. So haben mehrere Generationen Deutscher ein gesellschaftliches Umfeld erlebt, das im Vergleich zu beinahe allen anderen Regionen der Welt, dem Nahen Osten, der arabischen Welt, dem indischen Subkontinent, Russland und seinen ehemaligen Satellitenstaaten, Afrika, aber auch China eine ungewöhnlich friedliche gesellschaftliche Entfaltung und Selbstverwirklichung ermöglichte. Der Akt des Übersetzens wurde nicht als dringend empfunden.

Wir haben naiv geglaubt, dieser unser Zustand sei der durchschnittlich normale Zustand unserer Welt, und wir haben daraus ein Recht auf unser Wohlstandsleben abgeleitet. Wir haben nicht gespürt, wie privilegiert wir in den Jahrzehnten seit dem Wiederaufbau nach 1945 gewesen sind, und wie stark in anderen Weltregionen Not und leidvolle Unsi-

cherheit geherrscht haben. Wir haben es nicht gespürt, obwohl seit zwei Generationen die Jugendlichen Deutschlands eine bisher nie erlebte Mobilität entfalten. Sie reisen in die entlegenen Weltgegenden, sie treten in Krisenregionen ein und eine kleine Anzahl hilft sogar bei der Bewältigung der Krisen mit.

Mit der Flüchtlingskrise sind wir seit 2015 in der „Mitte der Welt“ angekommen, will sagen: Die großen Probleme dieser Welt sind auch unsere Probleme geworden. Sie überschwemmen uns von außen, binden unsere gesellschaftlichen Kräfte und beschäftigen vor allem unsere Fantasie. Plötzlich sind die Ängste, mit denen die Menschen in den meisten Weltregionen schon immer gekämpft haben, auch unsere geworden.

Menschen, für die wir in den letzten Jahrzehnten gespendet haben, Pakete geschickt, Patenschaften übernommen, über die wir im Fernsehen Dokumentarfilme angeschaut haben, treten nun scharenweise in unser Land ein. Plötzlich erkennen wir, dass unsere Spenden und Patenschaften und unsere mediale Anteilnahme recht bequeme Mittel gewesen sind, mit dem millionenfachen Schicksal dieser Menschen „fertig zu werden“. Jetzt stehen diese selben Menschen leibhaftig vor uns und wir spüren, dass es nicht damit getan ist, unser altes Sofa statt auf den Sperrmüll in die Heime der Flüchtlinge und Asylbewerber zu tragen.

Immer haben wir darunter gelitten, dass wir den Armen und Rechtlosen in fernen Ländern nicht unmittelbar und sichtbar wirksam helfen konnten. Seit einigen Jahren ist diese Möglichkeit der unmittelbaren Hilfe und Zuwendung handgreiflich vorhanden. Es geht ein Ruck durch unsere Gesellschaft. Viel böses Blut kocht hoch, aber ebenso erstaunlich viel guter Wille, viel positive Energie manifestieren sich. Vor allem aber zeigt sich Hilfslosigkeit, wie man diesen Menschen, von denen viele auf Dauer unsere Nachbarn sein werden, begegnen soll, wie eine Nachbarschaftlichkeit mit Inhalten gefüllt werden kann.

11

Neben gutem Willen und positiver Energie ist jetzt vor allem Kreativität vonnöten, sowie die Fähigkeit, flexibel und zielgerichtet zu handeln. Unsere lieb gewordenen Denk- und Handlungsschemata überdenken und revidieren wir. Viel selbstlose, unbürgerliche, dem menschlichen Du zugewandte Handlungsmöglichkeiten müssen jetzt individuell und in Gruppen erprobt werden, neue Formen des Zusammenlebens ausgedacht und mit ihnen experimentiert werden.

Denen es an Mut fehlt, sich dieser enormen Herausforderung zu stellen, die mögen bedenken, dass unmittelbar nach dem Krieg, als Deutsch-

land zerstört und die Bevölkerung verarmt war, über dreizehn Millionen Flüchtlinge – die aus Osteuropa Vertriebenen – im damaligen Westdeutschland Aufnahme fanden. Es ist möglich gewesen, diesen Menschen eine neue Heimat zu geben. Dann kamen die Gastarbeiter, die auf Einladung ins Land strömten. Schließlich wurde die Bevölkerung von Ost- und Westdeutschland vereinigt, ein nationales Projekt, das noch nicht abgeschlossen ist, das aber nicht mehr misslingen kann.

Falls es weiterhin an Mut fehlt, dann gebe ich zu bedenken, dass Deutschland im letzten Jahrzehnt erstaunliche Kräfte der Toleranz entwickelt hat, die anderen Ländern ein Beispiel geworden ist: Deutschland hatte einen gebürtigen Vietnamesen als Wirtschaftsminister und ein langjähriger Spitzenpolitiker ist Rollstuhlfahrer. Deutschland hatte einen homosexuellen Außenminister und Hauptstadt-Oberbürgermeister. Viele Politiker sind türkischer Herkunft, der Oberbürgermeister Bonns indischer. Sie alle sind gewählt worden.

Seit 45 Jahren lebe ich in Indien und habe dort stets empfunden, dass ich, indem ich die Probleme der Menschen teile, im Zentrum der Welt wohne. Millionen von Menschen waren und sind auf der Flucht: in Indien von den Dörfern in die Städte, anderswo weg von Bürgerkrieg und Terror. Das Gefühl der Irrealität, das mich oft beschlich, wenn ich Deutschland besuchte, empfinde ich plötzlich nicht mehr.

12

Die Welt ist übertoll und dicht geworden: Können wir sie noch übersetzen? Wer Alltag für Alltag angesichts des Fremden lebt, stumft ab, das Fremde lässt man nicht mehr in sich hinein; die Bemühung, es zu übersetzen, sodass man es versteht und damit kommunizieren kann, erschläft und versickert. Das Fremde öffnet sich nicht, weil es sich ständig wandelt. Das Internet, die Sozialen Medien, die Smartphones, die Reise-Flexibilität, die leichte Verfügbarkeit von Elektronik breitet einen langen Teppich von immer neuem Fremden vor uns aus. Anstatt uns neugierig zu machen, wehren wir uns schon bald dagegen. Die plötzlich erreichten Möglichkeiten, die Welt zu verstehen, sacken in Widerwillen und innerer Abwehr zusammen. Aber auch diese Abschottung schafft keine Zufriedenheit.

Zufrieden in der eigenen Begrenztheit wohnen konnten jene, die sie nicht spürten, die meinten, ihr Horizont sei der Horizont der Welt. Doch eben diese bürgerliche Zufriedenheit wird uns nicht mehr geschenkt. Da draußen brüllt der Löwe Internet und will in unsere Stube. Da draußen wird das Juckpulver der Sozialen Medien ausgestreut, das verlangt, angehört und angesehen zu werden und man soll darauf schnellstens rea-

gieren. Kommunikation kann, so scheint's, heutzutage nur noch in Bildern und Daumen rauf-Daumen runter und sonstigen Symbolzeichen ausgedrückt werden, subtilere Formen fallen weg, weil die Sensibilisierung dafür weggefallen ist. Dieses ständige Zur-Verfügung-Stehen für die Kommunikation, das man zuerst als lustvoll empfindet, wird bald zu einem Gefängnis, aus dem sich die äußeren und inneren Sinne nicht mehr befreien können. Die Sucht zur Kommunikation verödet die Konzentrationsfähigkeit und stülpt den inneren Menschen nach außen. Das sehen wir bei Jugendlichen, die jede freie Minute interaktive Videospiele „in sich hineinziehen“ und aus sich herauswerfen.

Woher lernen wir heute die Disziplin, uns bewusst und frei abzugrenzen, zu verzichten, eben auch auf das Lustvolle und sogar Nützliche zu verzichten und dann weiterzuleben ohne das Bewusstsein, dass wir jeden Alltag viel versäumen, was wir wissen und erfahren könnten (sollten)? – Wie lernen wir, diese menschlich zutiefst unbefriedigende, gerade für intelligente und wache und neugierige Menschen frustrierende Situation zu akzeptieren und in ihr unsere Zufriedenheit zu erleben?

13

Auswege, unehrliche Schleichwege aus ihrem Gefängnis bieten die Sozialen Medien selbst an. Ihre Roboter, ihre Selbst-Hilfe-Programme – und GoogleTranslate. Es heißt, die Übersetzungsprogramme würden immer differenzierter, sie würden „intelligenter“ und lernfähiger. Sie wollen also den inneren Vorgang der Menschen, die sich das Fremde aneignen und dann es in ihre eigene Welt hineinnehmen und akzeptieren, übernehmen? Können sie uns diese Mühe jemals ersparen? Können die Programme jemals mehr, als die äußeren Vorgänge registrieren und in ihre Schemata einordnen? Wollen Algorithmen die Klone unserer Seelen werden?

14

In Indien erlebe ich schon immer – eben nicht erzeugt durch die neuen Medien – eine ähnliche Situation: eine Überfülle von Welt. Salman Rushdie nannte es die *too-muchness* Indiens. Diese Überfülle ist nicht elektronisch erzeugt, nicht durch das wirre Durcheinander von unsichtbaren Strahlen, sondern durch eine unfassbare Masse von Unterschieden: von Religionen, Ethnien, Sprachen und Dialekten. Als wäre das nicht genug, haben die Menschen die Kasten und Unterkasten geschaffen sowie komplizierte Riten und soziale Gesetze und Gebräuche, die die Menschen auseinanderhalten. Auch das reicht nicht: hinzu kommt die galoppieren-

de Überbevölkerung, die den Lebensraum jedes Einzelnen aufs Engste beschränkt und dadurch die Unterschiede unter den Menschen umso aggressiver herauskehrt.

Besucher aus weniger bevölkerten Ländern fasziniert diese undurchsichtige, zunächst keiner Ordnung zu gehorchen scheinende *toomuchness*. Sie geht als orientalische Farbigkeit durch. Und sie schreckt gleichzeitig ab. Ich habe von Touristen gehört, die, angekommen, mit dem nächsten Flug zurück nach Hause geflohen sind. Andere, denen das Bad in der Menge, zunächst jedenfalls, ein Glücksgefühl bescherte. Hinzu kommt, dass die Menschenmassen in öffentlichen Räumen körperliche Berührungen geradezu unvermeidbar machen. Einige mögen die Vermengung der Körper, andere finden es widerlich. Diese „offenen Verhältnisse“ auf den Straßen, wo Privates geschieht, als sei die Scham nicht etwas dem Menschen zutiefst Eigenes. Wo also Privatheit nicht als Wert geschätzt und behütet wird. Diese offenen Verhältnisse zeigen die Vielzahl von Unterschieden umso aggressiver.

Die Reaktion der Bevölkerung, die inmitten dieser unendlichen Differenziertheit ihr Leben führt, ist dieselbe wie bei der virtuellen Welt des Internets: Abstumpfung. Was auswärtige Besucher, noch frisch im Erleben, bejubeln oder erschreckt, das sehen die Einwohner nur, wenn sie es müssen, um ihr Leben ohne Unannehmlichkeiten weiterzuführen. Die grotesken Bilder von Armut auf den Straßen sind für sie bar jeder Widerhaken des Grotesken. Die Bilder von Schmerz und Tod oder Gewalt bleiben nicht im Gedächtnis und schreien im Unterbewusstsein nicht nach einer Haltung von Gerechtigkeit oder zumindest von Empathie. Die Zäune, die die Unterschiede aufstellen, geben dem Bewusstsein das Recht zu sagen: Das geht mich nichts an. Die Zäune sind Wertmarkierungen, die die Gesellschaft zum Eigenschutz aufstellt und tradiert. So kann man inmitten von Ungleichheit, Ungerechtigkeit, jammervoller Armut dennoch ein bürgerlich unbeschadetes Leben führen. Zufriedenheit wird erzeugt durch die abstumpfende Schutzvorrichtung „Das geht mich nichts an!“

Diese Schutzvorrichtungen gibt es im Internet, bei Videospiele und Sozialen Medien eben (noch?) nicht. Wer nicht ganz zum Beispiel auf Facebook verzichtet, der ist der ganzen Skala der Kommunikation durch Internet, Videospiele und Sozialen Medien rettungslos ausgeliefert. In einem grandiosen demokratischen Gestus ist Quatsch von Qualität ununterscheidbar geworden. Noch hat die virtuelle Welt keine deutlichen Werte und Werthaltungen hervorgebracht und gezeigt, wie man sie be-

wahren kann. Allenfalls die aus der wirklichen Welt übernehmbaren Wertgrenzen gelten: kein Sex, keine direkte Gewalt und Ähnliches.

15

Der Appell, „die Welt zu übersetzen“, kennt seine berauschende Kreativität, bietet spontane, magische Momente, die niemand voraussieht, aber führt uns auch auf Wege, die plötzlich unbequem neu sind.

Den Kreis dieses Gesprächs schließe ich mit einer Betrachtung zum Wort „Anverwandlung“, das ich liebe. Im Sinne von Martin Bubers Forderung „Werde am Du zum Ich“ ist Anverwandlung die äußerste Möglichkeit, die Welt zu übersetzen. Man geht in diese „Welt“ – seien es einzelne Menschen oder Gruppen oder besondere menschliche Konstellationen, seien es Lebewesen der Natur – so willig und total hinein, dass man sich in jenem Anderen fast bis zur Identitätsaufgabe integriert. Fast! Denn wie Buber das Gegenüber von Ich und Du nicht transzendierte, so kann auch die Übersetzung der Welt niemals von einer Dualität absehen. In der Anverwandlung geht jemand so tief in (zum Beispiel) einen anderen Menschen ein, dass man dessen Fremde, sogar dessen Anderssein nicht mehr empfindet. Vielleicht sind für eine knappe Zeit sogar die Unterschiede ausgelöscht. Es sind weiterhin zwei individuelle Menschen, die miteinander verkehren, doch wurden sie in jeder Beziehung „gleichwertig“. Alter, Familiengeschichte, Religion, Bildung, Muttersprache bleiben individuell verschieden, aber werden in der Kommunikation nicht mitgedacht und mitempfunden. Sie sind keine Resonanzsaiten beim Spiel auf der einen Saite der Kommunikation.

Ich habe nach einer englischen Übersetzung von „Anverwandlung“ gesucht. Ausdrücke wie *assimilation* und *adaptation* wurden angeboten. So würde auch Google übersetzen. Dem Wort nachgespürt, merken wir, wie unzulänglich diese Vokabeln das Original ausdrücken. Die spezifische Aura des Wortes lässt sich nicht einmal erahnen. Es fehlt seine Magie, seine positive Ausstrahlung.

Anfang des vergangenen Jahres war ich zu Besuch in Dhaka, eingeladen von einer kulturellen Organisation. Azad hieß der Fahrer, der mich vom Flughafen zum Hotel und von dort drei Tage lang zu verschiedenen Orten der Stadt fuhr. Azad ist groß, schlank, kräftig. Er trägt einen halblangen Vollbart. Obwohl noch jung, wirkt er ernst und würdig und gealtert. Wir unterhielten uns auf den Stadtfahrten. Er ist ein frommer Mann, täglich besucht er die Moschee. Wenn er auf mich wartete, lag der Koran auf seinen Knien. Seine Frau und ihre Kinder wohnen einen halben Tag von der Hauptstadt entfernt im Dorf. Er zeigte mir Fotos von seiner Fa-

milie. Eines, wie er sein Kind in einer Bütte badet. Diese fröhliche Vater-Sohn-Beziehung ließ sich beim Anblick des Fahrers schwer erahnen. Drei Tage blieben wir in ständigem Austausch, bis wir zum Schluss sehr fein aufeinander eingestellt waren. Ich durfte Fragen stellen, sogar er wagte Fragen über Deutschland, Religion, über menschliche Beziehungen. Ich empfand es als eine Anverwandlung. Seine Offenheit und mein Wunsch, in diese Offenheit hineinzugehen, seine nachdenkliche Empfänglichkeit für neue Erfahrungen, meine Fähigkeit, die passenden Worte und den Ton zu finden, die er aufnehmen konnte, wobei ich mich nicht verneinen musste, wirkten zusammen und verbanden sich zu drei magischen Tagen.

Menschen – wie Rahul Peter Das –, die in zwei Kulturkreisen leben und an beiden intensiv und integrativ partizipieren, brauchen die Gabe der Anverwandlung, um diese große Gelegenheit des Miteinanderlebens in zwei Kulturen ausschöpfen zu können.

